

● Johanna Hedva

Get Well Soon (2020)

Übersetzung ins Deutsche von Lane Peterson und Helene Bukowski

Die Sprache der Krankheit ist eine Sprache der Plattitüden. Gute Besserung. Hoffe, es geht dir bald besser. Werde schnell gesund. Alles Gute in dieser schwierigen Zeit. Immer werden dieselben Wörter wiederholt: bald, schnell, gut, besser, schwierig, hoffen.

Auch die Sprache der Revolutionen ist eine Sprache der Plattitüden. *Seid ihr noch zu retten – bildet Ketten! Wir sind hier, wir sind laut, weil ihr uns die Freiheit klaut! One solution – revolution!* Egal, welche Forderungen gestellt werden, die Demonstrant*innen skandieren immer die gleichen Sprechchöre, auch ihre Plakate verkünden Parolen von früher.

Wenn wir uns verzweifelt nach Veränderung sehnen, was wir sowohl tun, wenn wir krank sind, als auch, wenn wir aufständisch sind, verliert unsere Sprache Komplexität und wird auf das Nötigste reduziert. Wir haben das Gefühl, wir dürften keine Zeit mit Adjektiven oder Vergleichen oder Hypotaxen verlieren. Nein, wir haben eine Botschaft zu vermitteln und diese ist entscheidend und unmittelbar; wir können es uns nicht leisten, dass ihre Wichtigkeit durch das Benutzen zu vieler Worte verloren geht. Wenn Krankheit und Revolution andauern, wird die Sprache allerdings wieder vielschichtiger. Wenn das Ende der Welt in Sicht ist und wir an unsere körperliche Grenzen stoßen, werden mehr Nuancen zugelassen. Sind dies meine eigenen Grenzen oder sind es die Grenzen der Welt?

Da sie eine sprachliche Ebene teilen, existieren Krankheit und Revolution in einer ähnlichen Zeitform, einer Zeitform, die sich erdrückend gegenwärtig anfühlt. Die Zeit ist jetzt, und sie ist lang. Zunächst aber fühlt sich ihre Zeitlichkeit sehr unterschiedlich an:

In der Krankheit verlangsamt sich die Zeit so extrem, dass sie still zu stehen scheint und unerträglich schwer wird. Für die kranke Person oder die sorgetragende Person friert die Zeit ein, verhärtet sich um den Körper herum und schließt alles in dieses neue Gravitationsfeld ein. Alles, was getan werden kann, ist warten. Die Zukunft rückt immer weiter in die Ferne, und der gegenwärtige Moment – der von Krankheit durchtränkt ist – wird riesig und grausam. In der Krankheit fühlt sich das Jetzt wie eine Strafe an.

In der Revolution, wenn sie noch jung und voller Zuversicht ist, schäumt die Zeit um die Tatsache herum, dass die Zeit jetzt gekommen ist. Wir werden nicht mehr das tun, was wir bislang getan haben, von heute an machen wir es anders – und es spielt keine Rolle, was als nächstes kommt, Hauptsache wir tun etwas. Das Versprechen des Wandels, das Streben nach einem neuen Morgen, die Hoffnung auf eine andere Zukunft: Diese werden das Jetzt erneuern und das Jetzt wird zu einer freudigen Auflehnung gegen das Schicksal.

Irgendwann jedoch verschiebt sich das revolutionäre Jetzt zum Jetzt der Krankheit, gefangen in dem, was Arendt „zwischen Vergangenheit und Zukunft“ nennt, endlos, auf den Wandel wartend, immer noch wartend. Umgekehrt, wie viele chronisch erkrankte Menschen und Menschen mit Behinderung wissen, radikalisiert sich bald das Jetzt der Krankheit, offenbart seine subversive Kraft und wird politisch.

Wir tendieren dazu, Krankheit und Revolution auf dem Handlungsspektrum einander gegenüberzustellen: Krankheit steht am Ende von Untätigkeit, Passivität und Kapitulation, während Revolution am Ende von Bewegung, Aufruhr und Erregung steht. Aber vielleicht ist dieses

Spektrum eher wie ein Ouroboros, wie eine Schlange, die sich in den eigenen Schwanz beißt, geformt: ein Ende das andere nährend, sich in das andere verwandelnd, da sie aus demselben Stoff gemacht sind.

Viele dachten, wenn die Revolution kommt, würde sie so aussehen, wie sie bisher ausgesehen hat: Proteste auf den Straßen, einige gute Plünderungen und Ausschreitungen, ein Putsch, eine Meuterei. Die Welt hat auf die Wut gewartet, die sich in allem und jeder*m, über alles und jede*n angestaut hat und wir haben uns danach gesehnt, dass sie endlich überkocht und hervorbricht.

Jetzt könnte ein guter Zeitpunkt sein, unsere Vorstellung davon, wie eine Revolution aussehen könnte, zu überdenken. Vielleicht sind es keine wütenden, leistungsfähigen Körper, die als Demonstrationzug durch die Straßen ziehen. Vielleicht sieht die Revolution eher aus wie ein Stillstehen der Welt, weil alle Körper erschöpft sind – denn *Care* muss Priorität bekommen, bevor es zu spät ist.

Diejenigen von uns, für die Kranksein alltägliche Realität ist, wissen seit langem um das revolutionäre Potenzial von *Care*. Wir haben gewusst, dass eine Revolution aussehen kann wie ein im Bett liegender Körper, dem es nicht möglich ist, zur Arbeit zu gehen. Wir haben gewusst, dass sie wie Hunderttausende von Körpern in Betten aussehen kann, die einen Mietstreik organisieren und den Wert eines Lebens nicht an seine kapitalistische Produktivität koppeln. Wir haben gewusst, dass eine Revolution wie die Arbeit einer*s einzelner*n Krankenpfleger*in aussehen kann, die*der die Patient*innen auf der Station am Leben hält. Oder wie die Arbeit einer*eines einzelnen Freund*in, die*der dir mit deinem Lebensmitteleinkauf hilft. Wir haben gewusst, dass sie so aussehen kann, wie Pflege- und Carearbeit, die exponentiell verbreitet wird: Wir reichen allen, die wir kennen eine helfende Hand und sie reichen ihre Hand allen, die sie kennen. Wir haben gewusst, dass eine Revolu-

tion wie eine Gemeinschaft aussehen kann, in der jede Person 5 Dollar für die medizinische Behandlung eines Menschen beisteuert – und wir haben uns gefragt, wann diese Gemeinschaft merken würde, wie revolutionär der Akt des gemeinschaftlichen Sorgetragens ist.

Die Welt hat sich in den letzten Wochen bis zur Unkenntlichkeit verändert. Das unendliche Jetzt der Krankheit ist über uns gekommen und der Ableismus der Welt stellt sich ihm entgegen. Der Ableismus der Welt war schon immer vorhanden, ihn bekommen nun auch diejenigen zu spüren, die ihn sonst nicht bemerken.

Was wir bei COVID-19 beobachten können, ist, was passiert, wenn *Care* unabdingbar ist, wenn das Sorgetragen für Andere zur Pflicht wird, wenn es Raum und Geld und Arbeit und Energie in Anspruch nimmt. Siehst du, wie schwer das ist? Die Welt ist nicht so beschaffen, dass sie *Care* großzügig und reichlich verteilt. Sie versucht es jetzt, aber sieh, wie fremd ihr das Konzept ist und wie schwer es sich verwirklichen lässt. Es wird uns alle brauchen – es wird alle brauchen, die nach dem Prinzip arbeiten, dass es keinem von uns gut geht, wenn es nur wenigen von uns gut geht. Und genau das ist der Grund, warum dieses Prinzip revolutionär ist. Denn *Care* erfordert, dass wir leben, als seien wir alle miteinander verbunden – was wir sind – es entkräftet den Mythos des autonomen Individuums. Durch *Care* lernen wir unsere Grenzen kennen, denn das sind die Stellen, an denen wir einander berühren. Meine Grenze ist da, wo du mir begegnest, deine ist, wo ich dich finde, und an dieser Stelle sind wir verbunden, sind aus dem gleichen Stoff gemacht und verwandeln uns ineinander.

Care fühlt sich so oft so an, als müsse sie von einer anderen Person als uns selbst übernommen werden und so kann sich auch die Revolution anfühlen. Wir warten auf Veränderungen, herbeigeführt von den Machthabenden, wir hoffen, dass die Machthabenden zur Vernunft kommen. So viele Aktivist*innen wissen, dass Macht, die genommen wurde, auch wieder

zurückgewonnen werden kann. So wie *Care* gegeben werden kann, kann sie auch zurückgewonnen werden. Ich habe immer Trost darin gefunden, dass die Wörter *caregiver* und *caretaker* das Gleiche bedeuten. Wir übernehmen *Care*, wir geben *Care*. Und das kann ansteckend sein, es kann sich verbreiten. Es zeigt uns, dass die Grenze der Welt immer ein Ort ist, den es zu sprengen, zu überschreiten und zu transformieren gilt. Triff mich dort, am Ende, wo es Geben und Nehmen gibt, und lass uns von dort aus beginnen.

Der Essay ist Teil des Projekts <https://getwellsoon.labr.io> von Sam Lavigne und Tega Brain.

Diese Arbeit wurde von Chronus Art Center (Shanghai), Art CenterNabi (Seoul) und Rhizome des New Museums (New York) in Auftrag gegeben.